

Suhrkamp Verlag

## Leseprobe



Frisch, Max  
**Leben, ja**

Herausgegeben von Margit Unser

© Suhrkamp Verlag  
suhrkamp taschenbuch 4221  
978-3-518-46221-8

suhrkamp taschenbuch 4221

Nichts Großartigeres gibt es als das Leben – und nichts Verwickelteres. Dabei hat jede Zeit im Leben ihren ganz eigenen Blick auf die Welt und die Existenz darin. Max Frisch erprobt die Perspektiven und entdeckt in jeder einen ganz eigenen Gewinn. Allen gemeinsam ist ein Bekenntnis: *Leben, ja.*

Margit Unser, 1956 in Walldorf bei Heidelberg geboren, studierte Geschichte, Philosophie und Pädagogik in Mainz. Sie ist seit Juli 2008 Leiterin des Max Frisch-Archivs in Zürich, wo sie auch lebt.

# Max Frisch Leben, ja

Herausgegeben von Margit Unser

Suhrkamp

suhrkamp taschenbuch 4221

Erste Auflage 2011

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Für diese Auswahl

© Suhrkamp Verlag Berlin 2011

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,  
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung  
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form  
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)  
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert  
oder unter Verwendung elektronischer Systeme  
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Druck und Bindung: Kösel, Krugzell

Printed in Germany

Einbandgestaltung: Göllner, Michels

ISBN 978-3-518- 46221-8

1 2 3 4 5 6 – 16 15 14 13 12 11

Leben, ja



Warum folgen wir unserer Sehnsucht nicht? Warum eigentlich? Warum knebeln wir sie jeden Tag, wo wir doch wissen, daß sie wahrer und reicher und schöner ist als alles, was uns hindert, was man Sitte und Tugend und Treue nennt und was nicht das Leben ist, einfach nicht das Leben, das wahre und große und lebenswerte Leben! Warum schütteln wir es nicht los? Warum leben wir nicht, wo wir doch wissen, daß wir nur ein einziges Mal da sind, nur ein einziges und unwiederholbares Mal, auf dieser unsagbar herrlichen Welt!

Antwort, S. 96f.

O Wein, man trinkt dich wie Sonne und prickelnden Schaum, Funken von Laune, nichts weiter, und nachher, unversehens, sind wir trunken, heiter vom Tiefsinn deiner lächelnden Schwermut; wir wanken, wir singen durch Gassen, laut, daß es hallt, oder wir zanken. Immerzu, leise wie eine Glocke aus Glas, weint es in uns. Lange noch, lange noch! Man trinkt dich, o Wein, nichts leichter als das ...

Bin, S. 653



»Schau es nur an«, sagt der Engel: »So ist das Leben der Menschen – hier und überall, heute und immer.«

Ich schaue.

»Möchtest du ein Mensch sein?«

Ich zögere.

»Wenn ich nicht geboren wäre«, sage ich höflich:

»– nein.«

Mein Engel lächelt.

»Du bist aber geboren!«

»Ich weiß«, sage ich: »Und drum hange ich auch so am Leben –«

Ich hange am Leben, das ist wahr, auch wenn es mir manchmal verleidet ist. Manchmal mitten am Tag, so, daß ich Wein trinke; mitten auf einer Reise, um die ich mich beneiden sollte. Mit den malerischen Reizen, die unsere abendländische Verlotterung haben kann, tröste sich, wer kann! Manchmal ist es mir einfach verleidet, dieses überall von Ruinen, von alten und neuen, das wanzenhafte Gewimmel der Menschen im stinkenden Abfall ihrer Jahrhunderte. Ob es dann eine römische Arena ist oder ein Palast von verwittertem Mittelalter oder eine gesprengte Eisenbahnbrücke, kaputt ist kaputt! Etwas Ganzes möchte ich sehen, nicht Reste oder Teile oder Ansätze eines Ganzen, sondern etwas Ganzes, soweit ich sehe, nicht Landschaft, sondern Menschenwerk, Menschenwelt ohne Schaden, ohne Zerfall, ohne

Verlotterung und Verlumpung, ohne Verwesung, ohne die penetrante Fratze der Vergängnis ... Nicht einmal um die Kinder, die da im Schutte spielen, ist Hoffnung, Gloriole der Zukunft; sie werden zur Schule gehen und erwachsen werden, gewiß, aber nicht anders als die Erwachsenen von jetzt; hin und wieder werden sie die Marseillaise singen, gewiß, die Inbrunst und Hoffnung ihrer Ahnen: *Le jour de gloire est arrivé!* – Wir haben den Zug verpaßt, sonst wären wir jetzt in Marseille; wir haben Zeit, Constanze und ich, Zeit wie die Männer, die drüben auf den Bänken hocken, die Arme auf der gußeisernen Lehne, das Kinn auf den Armen. Was sie machen? Sie schauen auf die Straße. Es ist Donnerstag. Einmal kommt ein Begräbnis, ein kleiner Menschenzug, voran ein weißer Priester und ein Meßknabe, ein schwarzer Wagen mit gemaltem Silber, dahinter eine Witwe und etwas Gefolge im geduldigen Schritt. Da stehen sie auf, die Männer gegenüber, und ziehen ihre Mützen. Und irgendwo über den Dächern bimmelt eine Glocke. Der Mistral wirbelt das Laub. Kurz darauf ein Lastwagen mit jungen Burschen, die etwas feiern, wir haben sie schon vorher getroffen, betrunken und grölend; ein Lastwagen mit sieben Trikoloren. Vorbei. Die Luft ist wie ein Gespinst aus Glas, spröde und herbstlich, heiter, man sieht die Nähe des Meeres. Die Totenglocke bimmelt noch immer. Einmal ein kleiner Esel, der

langsam einen girrenden Karren zieht, einen Zweiräder, traumhaft langsam; auf einem Bündel von Heu sitzt eine krumme, uralte Greisin, anzusehen wie die Historie in Person, immerzu überholt von hupenden Autobussen. Und dann, kurz darauf, zwei schlendernde Soldaten: zwei Schwarze – Leben ohne Zerfall, Gegenwart ohne Schaden, zwei Kinder der Zukunft ...

TB1, S. 333f.

»Offen gestanden: noch habe ich keine ferne Ahnung, wie diese ersehnte Tat aussehen mag. Aber Bereitsein ist alles, und das Leben wird nicht auf sich warten lassen mit Forderungen, die uns auf die Probe stellen. Darum bin ich voll Hoffnung, voll Sehnsucht nach der Stunde, wo das Leben herantritt und mir ins Ohr sagt: Sei Mensch! Bis dahin gibt es bloß eine Übung: wach sein, ehrlich sein!«

Reinhart, S. 305

Es war ein Abend im März. Wir hatten in der ledernen Nische eines Kaffeehauses gegessen wie all die Abende, wenn man vom Geschäft kommt, einen Kirsch trinkt, eine Zeitung liest. Auf einmal, nach Jahren des Wartens, sieht man sich von der Frage betroffen, was wir an diesem Ort eigentlich erwarten. Mindestens die Hälfte des Lebens ist nun vorüber,

und insgeheim fangen wir an, uns vor dem Jüngling zu schämen, dessen Erwartungen sich nicht erfüllen. Das ist natürlich kein Zustand. Ich winkte dem Kellner, zahlte und ging. Den Mantel, den er mir halten wollte, nahm ich auf den Arm, ebenso die Rolle – Draußen war es ein unsäglicher Abend.

Ich ging. Ich ging in der Richtung einer Sehnsucht, die weiter nicht nennenswert ist, da sie doch, wir wissen es und lächeln, alljährlich wiederkommt, eine Sache der Jahreszeit, ein märzliches Heimweh nach neuen Menschen, denen man selber noch einmal neu wäre, so, daß es sich auf eine wohlige Weise lohnte, zu reden, zu denken über viele Dinge, ja, sich zu begeistern, Heimweh nach ersten langen Gesprächen mit einer fremden Frau. O, so hinauszuwandern in eine Nacht, um keine Grenzen bekümmert! Wir werden schon keine, die in uns liegt, je überspringen ...

Bin, S. 604

Ringsum die brandende Stadt, arbeitsam und rege, das Hupen der Wagen, das hohle Dröhnen von den Brücken – und hier diese grünende Insel der Stille, der Muße; es ist die erste am Tage, und ringsum läuten die Glocken, es hängt wie ein Summen über den Straßen und Plätzen, über den Alleen, über den Zinnen mit flatternder Wäsche, über dem See. Es ist

Samstag. Es ist elf Uhr, die Stunde, wie ich sie liebe: alles in uns ist noch wach, heiter ohne Überschwang, fast munter wie das rieselnde Baumlicht über den marmornen Tischlein, nüchtern, ohne die Hast einer wachsenden Verzweiflung, ohne die abendlichen Schatten der Melancholie –

Alter zwischen dreißig und vierzig.

TB1, S. 18

»Herr Doktor«, sage ich, »es hängt alles davon ab, was wir unter Leben verstehen! Ein wirkliches Leben, ein Leben, das sich in etwas Lebendigem ablagert, nicht bloß in einem vergilbten Album, weiß Gott, es braucht ja nicht großartig zu sein, nicht historisch, nicht unvergeßlich, Sie verstehen mich, Herr Doktor, ein wirkliches Leben, und das kann das Leben einer sehr einfachen Mutter sein oder das Leben eines großen Denkers, eines Gründers, dem es sich in Weltgeschichte ablagert, aber das muß nicht sein, meine ich, es kommt nicht auf unsere Bedeutung an. Daß ein Leben ein wirkliches Leben gewesen ist, es ist schwer zu sagen, worauf es ankommt. Ich nenne es Wirklichkeit, doch was heißt das! Sie können auch sagen: daß einer mit sich selbst identisch wird. Andernfalls ist er nie gewesen! Sehn Sie, Herr Doktor, das meine ich: ein Gewesen-Sein, und wenn's noch so miserabel war, ja, am Ende kann es sogar eine bloße

Schuld sein, das ist bitter, wenn sich unser Leben einzig und allein in einer Schuld abgelagert hat, in einem Mord zum Beispiel, das kommt vor, und es brauchen keine Aasgeier darüber zu kreisen, Sie haben recht, Herr Doktor, das alles sind ja nur Umschreibungen. Sie verstehen mich? Ich rede sehr unklar, wenn ich nicht zur Entspannung einfach drauflos lüge? Ablagerung ist auch nur ein Wort, ich weiß, und vielleicht reden wir überhaupt nur von Dingen, die wir vermissen, nicht begreifen. Gott ist eine Ablagerung! Er ist die Summe wirklichen Lebens, oder wenigstens scheint es mir manchmal so. Ist das Wort eine Ablagerung? Vielleicht ist das Leben, das wirkliche, einfach stumm – und hinterläßt auch keine Bilder, Herr Doktor, überhaupt nichts Totes! ...«

Stiller, S. 409f.

Ich hatte keinen besonderen Anlaß, glücklich zu sein, ich war es aber. Ich wußte, daß ich alles, was ich sehe, verlassen werde, aber nicht vergessen: – die Arkade in der Nacht, wo ich schaukle und schaue, beziehungsweise höre, ein Droschkenpferd wiehert, die spanische Fassade mit den gelben Vorhängen, die aus schwarzen Fenstern flattern, dann wieder das Wellblech irgendwo, sein Hall durch Mark und Bein, mein Spaß dabei, meine Wollust, Wind, nichts als

Wind, der die Palmen schüttelt, Wind ohne Wolken, ich schaukle und schwitze, die grüne Palme ist biegsam wie eine Gerte, in ihren Blättern tönt es wie Messerwetzen, Staub, dann die Gußeisen-Laterne, die zu flöten beginnt, ich schaukle und lache, ihr zuckendes und sterbendes Licht, es muß ein beträchtlicher Sog sein, das wiehernde Pferd kann die Droschke kaum halten, alles will fliehen, das Schild von einem barber-shop, Messing, sein Klingeln in der Nacht, und das unsichtbare Meer spritzt über die Mauern, dann jedesmal Donner im Boden, darüber zischt es wie eine Espresso-Maschine, mein Durst, Salz auf den Lippen, Sturm ohne Regen, kein Tropfen will fallen, es kann nicht, weil keine Wolken, nichts als Sterne, nichts als der heiße und trockene Staub in der Luft, Backofenluft, ich schaukle und trinke einen Scotch, einen einzigen, ich vertrage nichts mehr, ich schaukle und singe. Stundenlang. Ich singe! Ich kann ja nicht singen, aber niemand hört mich, das Droschkenpferd auf dem leeren Pflaster, die letzten Mädchen in ihren fliegenden Röcken, ihre braunen Beine, wenn die Röcke fliegen, ihr schwarzes Haar, das ebenfalls fliegt, und die grüne Jalousie, die sich losgerissen hat, ihr weißes Gelächter im Staub, und wie sie über das Pflaster rutscht, die grüne Jalousie, hinaus zum Meer, das Himbeer-Licht im Staub über der weißen Stadt in der Nacht, die Hitze, die Fahne

von Cuba – ich schaukle und singe, nichts weiter, das Schaukeln der leeren Sessel neben mir, das flötende Gußeisen, die Wirbel von Blüten. Ich preise das Leben!

HF, S. 871f.

Wozu man lebe? [...]

Ob man das denn wissen müsse? fragt sie, ein bißchen unsicher und sehr unschuldig ...

Sie habe es nie gewußt, sagt sie dann nach einem offenen Nachdenken. Sie habe einfach so gelebt. Mal traurig und mal heiter, wie es im Leben eben komme. [...] Aber so im großen ganzen, sagt sie nach einer Weile, sie glaube doch, daß sie gerne lebe; nachgedacht habe sie darüber noch nie.

Dann schaut sie ihn an:

Ob er es denn wisse, wozu man lebe? fragt sie und scheint nicht erschüttert, als er gesteht, daß auch er es nicht wisse, obschon er darüber nachgedacht habe; sie lächelt nur:

»Aber sehen Sie – Sie leben ja auch.«

Wenn man das schon Leben heißen könne! sagt er mit seinem höhnischen Lachen, während er seine Pfeife an der Mauer ausklopft ...

Manchmal meine er, das Leben müsse ein Ding sein, das größer sei, unsagbar größer als alles, was er je erfahren habe, und das sei vielleicht die einzige



Hoffnung, die einen immer noch am Leben erhalte:  
daß man das Leben vielleicht noch gar nicht kenne,  
nur seinen Namen.

Antwort, S. 77ff.

Alles ist wie nicht geschehen ... Es ist ein Tag im  
September, und wenn man aus den finstern und gar  
nicht kühlen Gräbern wieder ans Licht kommt, blin-  
zeln wir, so grell ist der Tag; ich sehe die roten Schollen  
der Äcker über den Gräbern, fernhin und dunkel das  
Herbstmeer, Mittag, alles ist Gegenwart, Wind in  
den staubigen Disteln, ich höre Flötentöne, aber das  
sind nicht die etruskischen Flöten in den Gräbern,  
sondern Wind in den Drähten, unter dem rieseln-  
den Schatten einer Olive steht mein Wagen grau von  
Staub und glühend, Schlangenhitze trotz Wind, aber  
schon wieder September: aber Gegenwart, und wir  
sitzen an einem Tisch im Schatten und essen Brot, bis  
der Fisch geröstet ist, ich greife mit der Hand um die  
Flasche, prüfend, ob der Wein (Verdicchio) auch kalt  
sei, Durst, dann Hunger, Leben gefällt mir –

Gantenbein, S. 1162

»Wenn ich am abendlichen Ufer sitze, einmal möchte  
ich wandeln können über das Wasser, über die Tiefe  
voll perlmutterner Wolken, oder ich möchte, wenn

ich auf dem Hügel stehe und meine Pfeife rauche, die Hände in den Hosentaschen, ich möchte die Arme von mir strecken, so wie man im Traume es kann, und niedergleiten über die Hänge, über die abendlichen Wipfel der Tannen, über Gehöfte und Dächer, über Kamine, über die Felder mit den Obstbäumen darin, mit Pflügen und dampfenden Rossen darin, über die Drähte voll tödlichen Stromes, über den Kirchhof hinweg, den geschlossenen – nicht einmal fliegen wie ein Vogel, der aufwärts steigt und sich erhebt, oh, ich bin es zufrieden, wenn du mich gleiten ließest, Engel, nur eine Weile lang: zurück in die Gefangenschaft unsrer Schwere! ... Das alles aber, Engel, es soll nicht ein Traum sein. Ganz wirklich soll es sein, das Unglaubliche. Und niemals braucht es wiederzukehren. Und niemand, den ich im Ehrgeiz bedenke, niemand muß es erfahren und glauben. Es sei mir genug, wenn ich allein es weiß: Einmal bin ich über das Wasser gegangen, ganz wirklich. Und niemals brauchte es wiederzukehren!«

TB1, S. 18f.

»Wir nennen es die Wochentage. Das heißt, jeder Tag hat seine Nummer und seinen Namen, und am siebenten Tage, plötzlich, läuten die Glocken; dann muß man spazieren und ausruhen, damit man wie-

der von vorne beginnen kann, denn immer wieder ist es Montag –«

»Wie entsetzlich!« meinte die Dame.

»Ja«, nickte ich, »so darf man es nennen.«

»Wer zwingt sie denn dazu?«

»Wer ...?«

»Wird es den Menschen nicht schwindlig dabei?«

»Schwindlig?« sagte ich, »Gewöhnung ist alles. Wir können uns ein Dasein ohne Wochentage gar nicht vorstellen. Sie werden nun denken: Das ist ja ein Dasein, das sich nicht lohnt ... und doch weinen sie, wenn einer stirbt. Überhaupt ist alles voll Widerspruch und Widersinn, ganz komisch. Unsere Seele gleicht einem Schneeschaufler, sie schiebt einen immer wachsenden, immer größeren und mühsameren Haufen von ungestilltem Leben vor sich her, macht sich müde und alt, das Ergebnis besteht darin, daß man dagewesen ist, und dennoch setzen wir alles daran, daß wir möglichst lange nicht sterben. Wir erfinden Mittel um Mittel, denn bei alledem sind wir klug, fleißig, wir arbeiten wie die Ameisen –« Bin, S. 640f.

Man könne ja nicht einmal wissen, meint er, ob man in seinem Leben schon einmal glücklich gewesen sei. Als junger Mensch habe er es oft gemeint: Das ist das Glück. Aber wenn er sich erinnere, sagt er, und wenn

er alles zusammennehme, was er einmal Glück genannt habe, und wenn er bedenke, daß es die Ernte von drei Jahrzehnten sei, von einem halben Leben, von einer ganzen Jugend –

Es wäre sehr traurig, lächelt er später nur, wenn das schon das Glück wäre, das Glück, wovon wir immer soviel reden und wofür wir soviel anderes hinnehmen, soviel Häßliches und Gewöhnliches, soviel Lächerliches vor allem, soviel Alltag. [...]

Er glaube nicht, sagt er dann, und vielleicht weiß er nicht einmal, daß er es sagt und wem er es sagt: er glaube nicht, daß er schon gelebt habe.

Antwort, S. 79f.

Wie merkwürdig: Man reiste nach Wien und gab sein Studium auf, um sie aufzusuchen, weil man nicht leben konnte ohne sie, und als man in Wien stand, besuchte man sie nicht und entschloß sich zum Weiterreisen. Irgendwohin. Es wäre niemals etwas draus geworden. Und man wollte sich einmal durchschlagen, vorwärtskommen. Irgendwie. Man wollte endlich älter werden ...

Reinhart, S. 244

»Wenn die Welt nichts anderes wäre als schön«, sagte der Maler im Weitergehen, »man könnte sich mit

dreißig Jahren in den Sarg legen, denke ich oft, am helllichten Tage!« [...]

»Man weiß eigentlich nur, daß es so nicht weitergeht ... diese erbärmliche Einsicht, die nichts ändert! Man weiß, daß es noch ganz anderes geben muß auf dieser Erde, ganz anderes als nur das Schöne. Das heißt, man weiß es eben nicht! ... Ich meine nicht die Geschmäcker; auch das Grauenvolle, das Fürchterliche, das einen aufschreien läßt, das Erschütternde ist schön in unserem Sinne, alles, alles innerlich Wirkliche, was den Bogen unseres Lebens spannt!«

Und auch das genügt nicht?

Schwierigen, S. 434f.

## Am See

Oft am Morgen, wenn ich an die Arbeit fahre, steige ich vom Rad, erlaube mir eine Zigarette; das Rad schließe ich nicht ab, damit ich nicht zu lange verweile, hier wo das Wasser um die Ufersteine spielt. Eigentlich ist es ein Lagerplatz, nicht eine Anlage; zuweilen stapeln sie Kuchen von schwarzem Teer, Berge von Kies, den sie mit Lastwagen bringen und holen, und dann wieder ist alles leer; nur die hölzernen Schuppen bleiben, die großen Bruchsteine, die Eidechsen, das verrostete Blech, natürlich auch die